Erfurter
Botanische und naturwissenschaftliche Blätter.

No. 2. Beilage zur Erfurter illustrierten Gartenzeitung. **1890.**

Erscheint am 20. eines jeden Monats.

Druck und Verlag von **J. Frohberger** in **Erfurt.**

Die **„Botanischen und naturwissenschaftlichen Blätter"** bringen allerlei Interessantes aus dem Mineral-, Pflanzen- und Tierreiche; lehren vom Aufbau und Wesen der Pflanzen u. s. w., machen mit den für den Gartenbau nützlichen und schädlichen Tieren bekannt, bringen Biographien berühmter Naturforscher u. s. w.

Vom Samenkorn.

(Fortsetzung.)

Der Keim oder der Keimling der Samen befindet sich bei reifen Samen in einer Art Schlafzustand, erwacht aber aus diesem Schlaf, wenn äussere Einflüsse ihn dazu Veranlassung geben. Solche zu seinem Erwachen äusseren Einflüsse sind Feuchtigkeit und Wärme. Wärme allein nötigt den Keim noch nicht zum Erwachen, den Samen noch nicht zum Keimen, sondern kann, wenn sie auf längere Zeit allein oder zu stark einwirkt, das Leben des Keimes gefährden oder auch wohl gar vernichten. Sonach müsste wohl die Feuchtigkeit als Hauptursache angesehen werden, ein Samenkorn zum Keimen zu bringen, und solches ist auch thatsächlich der Fall; doch nur, wenn die Feuchtigkeit auch noch mit einer gewissen Wärme verbunden ist, dann erst erwacht der Keim, dann erst kann das Samenkorn keimen. Bei Kälte keimt kein Samen, auch nicht bei dem Gefrierpunkt, sondern erst gewöhnlich bei 5—10 Grad Wärme, doch manche Samen, namentlich solche von tropischen Gewächsen bedürfen einer noch viel grösseren Wärme um keimen zu können. Der Keimling der meisten Samensorten stirbt bei 60 Grad R. trockener Wärme oder Hitze und im Wasser, wenn dieses 30 Grad Wärme zeigt. Manche Samensorten ertragen noch mehr, andere wieder weniger Grade. Ausser Feuchtigkeit und Wärme sind auch noch Luft und Licht zum Keimen des Samens erforderlich. Samen, der zu tief in die Erde, zu sehr von der Luft abgeschlossen liegt, keimt nicht, ebenso keimt er auch nicht, wenn er zu sehr dem Licht ausgesetzt wird. Luft und Licht, obwohl sie zum Keimprozess unerlässlich sind, dürfen, wenn das Keimen gut von statten gehen soll, dennoch nur mässig auftreten. Das Samenkorn keimt dieserhalb viel leichter in der Erde als auf der Erde, woselbst es von Luft, Licht und Sonnenschein direkt getroffen wird. Wir bedecken dieserhalb beim Säen den Samen mit Erde, lassen ihn nicht unbedeckt liegen, so besonders, wenn wir im Freien säen. In Räumen, welche von Luft und Licht abgeschlossen sind, z. B. in Kellern keimt aber der Samen auch ohne dass er mit Erde bedeckt wird. Manche Samensorten sind leicht keimend, keimen unter günstigen Umständen schon in wenig Stunden, manche aber keimen nur langsam, brauchen dazu Wochen, Monate oder Jahre. Für gewöhnlich keimen feinschalige Samensorten viel schneller als hartschalige, weil bei letzteren erst der Keim erwacht, wenn die Samenschale durch Feuchtigkeit, Luft und Wärme mürbe geworden ist. Durch Einweichen der Samen in Wasser, Beizen in ätzende Flüssigkeiten lässt sich die Zerbröckelung der harten Samenschalen aber beschleunigen und von Gärtnern werden gar oft solch hartschalige Samen auf solche Weise schneller zum Keimen geschickt gemacht.

Im nächsten Kapitel soll nun der Keimprozess oder die Vorgänge, welche beim Keimen des Samens stattfinden, näher beschrieben werden.

(Schluss folgt.)

Die Champignon-Pilz-Arten.

Der Champignon (*Agaricus campestris, L.*) wird bei uns in verschiedenen Arten angetroffen. Benennungen für diesen Pilz sind noch: Tafelpilz, Pferde-Champignon, Angerling, Egerling, Weidling, Brachmännchen, Träuschling, Guckemucke, Feldling, Feldegerling, Brachpilz u. s. w.

Man trifft diesen Pilz in der freien Natur in Wäldern, auf Triften, Grasplätzen, Pferdeweiden, unter Obstbäumen, in Gärten und an noch mancherlei anderen Orten, wo er im Sommer und Herbst erscheint. Er zählt zu den Blätterpilzen, ist mittelgross; sein Hut ist erst kugelig, dann ausgebreitet, weiss, oft ins Gelbliche und Bräunliche spielend, etwas seidenglänzend, nicht schmierig. Seine Blättchen oder Fältchen, welche sich auf der unteren Seite des Hutes befinden, sind erst weiss, werden dann aber sehr bald blassrosa, später rotbraun bis schwärzlich. Der Stiel, welcher den Hut trägt, ist voll, nicht hohl, weiss, glatt, mit häutigem, weissem Ring. Das Fleisch ist weiss, zuweilen rot-bräumlich anlaufend, von angenehmen, oft anisartigem Geruch und nussartigem Geschmack.

Der Champignon ist, weil es gelungen ist, ihn auf künstliche Weise zu ziehen, gegenwärtig der am meisten gebräuchlichste der essbaren Schwämme; am meisten kultivieren ihn die Franzosen, welche, was die Pilzzucht und das Pilzessen betrifft, wirklich die grande nation, das grosse Volk sind. Der meiste Champignon, der auf den Tisch gelangt, kommt auch aus Frankreich. In Deutschland, obwohl die Kultur dieses Pilzes in neuerer Zeit grosse Fortschritte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

gemacht hat, existiren nirgends so grosse Champignonzuchtanstalten als z. B. in Paris, woselbst sich selbige unterirdisch, unter der Stadt befinden. In Thüringen befindet sich eine Pilzzüchterei in dem Dorfe Ingersleben bei Neudietendorf, welche dem Handelsgärtner Herrn Wilh. Grün daselbst gehört.

Der kultivierte Champignon ist fleischiger, feiner und edler als seine in der freien Natur wachsenden Brüder, doch giebt es auch viele, welche die wild wachsenden Schwämme den kultivierten vorziehen. Thatsache ist, dass, als es noch keine kultivierten Pilze gab, die wildwachsenden ebenso gern gegessen wurden, als wie jetzt die auf künstlichen Weise gezogenen; man kannte ja noch keine kultivierten.

Um sich beim Einsammeln des Champignon in der freien Natur leichter orientieren zu können, so folgen hier die Beschreibungen der verschiedenen Arten dieses Pilzes;

1. der Wiesen-Champignon (*A. pratensis*); Hut in der ersten Zeit eiförmig, dann ausgebreitet, weisslich-aschgrau, derbfleischig, die schmalen, vorn spitzen, hinten gerundeten Fältchen oder Blätterchen (*Lamellen*) zuerst aschgrau, dann braun; der Stiel voll, in der Mitte beringt. Kommt namentlich auf Wiesen und auch in Laubwäldern vor.

2. Wald-Champignon (*A. sylvaticus*); Hut anfangs glockig, dann ausgebreitet, gebuckelt, zuerst braunschuppig, am Rande oft rissig eingeschnitten. Die beiderseits gleichmässig verdünnten Blättchen oder Lamellen trocken, erst rötlich, dann bräunlich, auch zimmetbraun. Der Stiel hohl mit abstehendem Ring. Wird in Wäldern angetroffen.

3. Acker-Champignon (*A. arvensis*); Hut zuerst kegelig, glockig, dann ausgebreitet, anfänglich flockig-mehlig, dann glatt oder auch rinnig, mit weissem, unveränderlichem Fleische. Stiel hohl, flockig-markig, mit einen weiten, doppelten Ring, der äussere strahlig gespalten. Man findet diese Form im Herbst auf Brachfeldern und auch auf Wiesen.

4. Kreide-Champignon (*A. cretaceus*); Hut erst kugelig, dann gewölbt, weiss, anfangs seidenartig-glatt, dann fein-schuppig oder faserig, Fleisch weiss. Blättchen oder Lamellen weiss, später fleischfarben oder braun-schwärzlich. Stiel glatt, hohl, mit weiten, oberwärts angehefteten Ring. Findet sich im Sommer und Herbst auf Wiesen und Grasplätzen.

Alle diese, dem Feld-Champignon, unseren kultivierten Champignon nahestehenden Arten gelten für essbar.

Einiges über die Einteilung der Pilze oder Schwämme.

Bei den Pflanzen höheren Geschlechts sehen wir meistens schon auf dem ersten Blick, wo wir selbige hinzuthun haben. Wir unterscheiden da die Gräser oder grasartigen Pflanzen leicht von Gewächsen mit Blumenkronen, die Nadelholzgewächse leicht von den Laubholzgewächsen, die gurkenartigen Gewächse leicht von den kohlartigen u. s. w. Wir sehen und finden eben an den Gewächsen leicht Merkmale, welche verschieden und auffällig genug sind, um es nicht schwer zu machen, die Gewächse in gewisse Abteilungen zu bringen. Ungleich schwieriger aber erscheint es uns, die niederen Gewächse, wie Moose, Flechten Pilze und dergleichen in Familien oder Gruppen bringen zu wollen. Wir sehen an diesen Moosen, Pilzen u. s. w. keine Blüten wie bei den höheren Pflanzengeschlechtern und kommen so noch mehr in Verlegenheit. Doch auch die niederen, mit nicht sichtbaren Blüten versehenen Gewächse zeigen bei näherer Untersuchung deutliche Merkmale, welche es uns ermöglichen, auch sie in bestimmte Abteilungen zu bringen.

Besehen wir uns z. B. die Pilze oder Schwämme nur flüchtig, nur so im Vorübergehen, so sehen wir wohl zwar, dass mancherlei Sorten eine gewisse Aehnlichkeit verraten, zusammen zu gehören scheinen, eine Art Familie bilden oder Verwandtschaft andeuten, doch Genaueres, Bestimmteres ersehen wir bei ihnen erst, wenn wir sie näher betrachten, genauer untersuchen. Wir sehen da Schwämme, welche auf einem sichtbarem Stiele eine Art Hut oder Schirm tragen, wieder andere die ein keulen- oder geweihartiges Aussehen haben, wieder andere, welche fast rund geformt wie eine Kugel sind u. s. w Bei noch genauerem Untersuchen finden wir aber, dass selbst die sich ziemlich gleich sehenden Pilze, doch noch ganz unterschiedliche Merkmale zeigen, unter sich ganz verschieden sind. Nehmen wir z. B. verschiedene mit einem Hut oder Schirm versehene Pilze in die Hand und betrachten die unternen Teile dieser Hüte, so werden wir finden, dass einzelne Schirme an ihren unteren Teilen eine Art kleiner Lappen oder Blätter zeigen; bei anderen zeigen sich statt Blätter Löcher und wieder bei anderen eine Art Stacheln. Von oben oder von der Seite gesehen, sahen diese verschiedenen Pilze, wenn auch nicht ganz gleich, doch ziemlich gleichartig aus, doch aber von unten gesehen, waren sie so verschieden; der eine zeigte hier Blätter, der andere Löcher, der dritte Stacheln. Diejenigen Pilzarten, welche auf der unteren Seite ihrer Hüte Blätter zeigen, heissen nun Blätterpilze, die welche statt Blätter Löcher zeigen, werden Röhren- oder Löcherpilze und diejenigen, die statt eines von den beiden Stacheln haben, werden Stachelpilze genannt.

Sonach giebt es Blätter-, Röhren- oder Löcher- und Stachelpilze. Diejenigen Pilzarten aber, welche keinen Schirm oder Hut aufzuweisen haben, sondern wie zusammengewachsene Keulen oder Hirschgeweihe oder ähnlich aussehen, erhielten von den Botanikern die Benennung „Keulenpilze“. Während die Hutpilze deutlich einen Stiel, auf welchen der Hut getragen wird, wahrnehmen liessen, lassen die Keulenpilze keinen solchen Stiel erkennen, sondern ihre fleischige Masse sitzt ungestielt auf dem Erdboden. Sie sind zwar nicht stiellos, sondern der Stiel tritt nur nicht deutlich, wie bei den Hutpilzen auf, er ist mehr angeschwollener und verschwommener. Die Keulenpilze haben viel Aehnlichkeit mit einen Blumenkohlkopf.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

Dann giebt es wieder Pilzarten, welche die Mitte zwischen den Hut- und Keulenpilzen halten. Dieses sind die Lorchelpilze. Der Stiel ist bei ihnen kürzer und angeschwollener als bei den Hutpilzen und ihr Hut ist nicht wie bei den Hutpilzen, schirmartig ausgebreitet, sondern ist mehr kegelförmig oder cylindrisch geformt. Ferner ist ihr Hut nicht wie bei den Hutpilzen glatt oder schuppig, sondern neigt etwas zu dem Aussehen der Keulenpilze.

Wieder eine Abteilung für sich bilden die Staubpilze oder Kugelpilze. Sie sind rundgeformt, zeigen keinen Stiel, sondern sitzen wie eine Kugel auf dem Erdboden. Man findet diese Pilze bisweilen häufig auf Wiesen, wo selbige in reifem Zustande, wenn man sie mit dem Fusse streift oder tritt, einen bräunlichen Staub verbreiten.

Dies wär so im allgemeinen die Einteilung der Pilzarten. Manche sind noch weiter gegangen und haben die Schwämme in noch mehr Abteilungen gebracht; doch die hier angegebenen dürften für uns genügen.

Wegen dem hohen Nährwert der Pilze und ihrer Wichtigkeit als Nährpflanzen, werde ich noch öfterer auf diese zu sprechen kommen. Die heutigen Zeilen sollen nur eine Einleitung sein; damit, wenn später von Blätter-, Röhren-, Käulenpilzen u. s. w. die Rede ist, der Leser sich wenigstens einigermassen und leichter zurechtfinden kann.

Bleichsucht der Pflanzen.

Interessante Untersuchungen und Beobachtungen des Botanikers Sachs haben erwiesen, dass die Bleichsucht der Pflanzen genau aus derselben Ursache entspringt, wie die Bleichsucht beim Menschen: an dem Mangel an Eisen — oder wo Eisen in der Umgebung der Pflanzen vorhanden ist — aus krankhafter Beschaffenheit der Wurzeln, welche die Aufnahme des Eisens erschwert oder verhindert. Durch allzu rasches Wachstum der Pflanzen wird die Entwickelung der Bleichsucht begünstigt, was bekanntlich beim Menschen ebenfalls der Fall ist. Es handelt sich hierbei nicht etwa um eine gelehrte Hypothese, sondern um durch Versuche erhärtete Thatsachen. Betupft man nämlich bleichsüchtig gewordene Blätter mit stark verdünnter Eisenlösung, so zeigt sich schon nach kurzer Zeit eine kräftigere Entwickelung des Chlorophylls. Wurzelkranke, bleichsüchtige Pflanzen genesen, wenn entweder ein um sie gezogener Graben mit eisenhaltigem Wasser angefüllt, oder auch der Stamm angebohrt und eine Eisenlösung direkt eingeflösst wurde; in beiden Fällen erholten sich die Pflanzen schnell und gewannen wieder eine kräftige grüne Farbe.

(Naturalien-, Lehrmittel- u. Pflanzen-Börse.)

Frischer Mist als Träger der Getreidebrandpilze.

Dass frischer Mist unter keinen Umständen zum Düngen verwendet werden soll, ist eine alte Regel. Der Ursache dieses schädlichen Einflusses des frischen Mistes auf die Saat suchte man bis vor kurzem vergebens auf die Spur zu kommen, bis es neuerdings, wie die »Ph. Ztg.« schreibt, dem berühmten Pilztorscher O. Brefeld gelang, die dabei in Betracht kommenden Brandpilze in Nährflüssigkeiten und später im Stallmiste selbst zu züchten. Die Sporen keimen mit der grössten Leichtigkeit; die Sporidien bilden sich in wuchernder Fülle und die Vervielfältigung derselben ist unbegrenzt. Bei dieser massenhaften Entwickelung verlieren die Sporidien aber allmählich eine Eigenschaft, die sie so verderblich für das Getreide macht, nämlich die, in reinem Wasser einen Spross zu treiben, der in die Nährpflanze eindringt. Diese Eigenschaft kommt den Sporidien bis zu fünfmonatlicher Kultur zu, während die von einer sechsbis zu einer zwölfmonatlichen Kultur derselben entbehren, also für das Getreide unschädlich sind. Mit altem Mist wird man also nicht zu fürchten brauchen, Brandsporen mit auf den Acker zu bringen. (Dresd. Landw. Presse.)

Bäume als Bienenständer.

Ein französischer Afrikareisender bringt in seinem Reisewerke nachstehende sehr interessante Schilderung: Am Ufer des Niger entdeckte ich in einen prächtigen Riesenbaum *Parinarium excelsum*, dessen Aeste mit Bienenkörben besetzt waren. Seither habe ich solche als Bienenstände dienende Bäume bei Tausenden beobachtet. Die Neger befestigen auf den Aesten dieser Bäume ihre ziemlich gut gefertigten Strohkörbe, die sie ganz mit Kuhkoth bestreichen. Hierin siedeln sich die Bienen an und bauen die Körbe bei der überaus reichen Tracht bald aus. Die Honigernte wird folgendermassen vorgenommen: Abends klettert ein Neger, mit Lumpen und einem langen Seil versehen, auf den Baum. Er verstopft das Flugloch eines Korbes, umschlingt ihn mit dem Seil und lässt ihn vorsichtig zur Erde niedergleiten, wo seine Helfer den Korb ablösen. Auf diese Weise holt man eine ganze Zahl von Körben von dem Baum herab. Hierauf werden die Bienen durch Rauch betäubt und die Waben herausgeschnitten. Die geplünderten Körbe werden wieder auf dem Baum befestigt, die Bienen aber ziehen am andern Morgen wieder in ihre Wohnungen, um sie von neuem zu füllen.

(Nach dem Imker aus Böhmen.)

Die Bienen in wärmeren Ländern.

In der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Jahrgang 1881, Band 8 (Stuttgart Herm. Schönlein) in dem Artikel: **Akklimatisation wichtiger Tiere und Pflanzen** von Hugo Sturm, heisst es:

»Unsere fleissige Biene verliert in den Gleicherländern, wo ihr die Blüten das ganze Jahr hindurch den süssen Honig liefern, nicht selten die Arbeitslust. Sie trägt nicht mehr Vorräte zusammen, als sie augenblicklich nötig hat, und damit hat sie aufgehört, das dem Menschen nützliche Insekt zu sein. In Chile hat sich auch noch eine andere Veränderung der europäischen Biene gezeigt. Dort wurden vor 25 Jahren die ersten Bienen eingeführt. Die Zahl der Stöcke vermehrte sich von Jahr zu Jahr

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

in so bedeutender Weise, dass der Blumenstand der betreffenden Gegend durchaus unzureichend war, sie alle mit Nahrung zu versehen. Infolge des eintretenden Nahrungsmangels begnügten sich die Bienen nicht mehr damit, aus den Blüten den Honig zu saugen, sie machten sich nach Art der Wespen an Weintrauben und andere süsse Früchte und suchten durch Aussaugen derselben sich des süssen Saftes zu bemächtigen. So ist aus unserer nützlichen Biene dort eine lästige Räuberin geworden, die den Gärtnern und Obstzüchtern oft nicht geringen Schaden macht.« (Deutscher Bienenfreund.)

Wie viele Eier legt eine Bienenkönigin in einem Tage?

Diese sehr interessante Frage wird in der englischen Zeitung »Gleanings« von Dr. Cook beantwortet: Er hatte eine Königin gewogen und das Gewicht von 0,23 Gramm festgestellt. Die Königin ist sorgfältig von der Wabe abgenommen worden, während sie in voller Eierlage begriffen war. Darauf hat man ein Stückchen Wabe mit Eiern gewogen und 20 Eier daraus sorgfältig entfernt, welche ebenfalls gewogen wurden; letztere wogen 0,0026 Gramm, und 3000 Eier, welche die Königin zur besten Brut an einem Tage legte, 0,39 Gramm; mithin übersteigt das Gewicht der gelegten Eier das des Körpers einer Königin $1^3/_4$ mal. (Deutscher Bienenfreund.)

Verlegen von Kukukseiern.

Während ich in dem Orte Schonungen bei Schweinfurt meinen Wohnsitz hatte, bemerkte ich, dass in der gegenüber meiner Wohnung befindlichen Gartenmauer ein Paar Rotschwänzchen nisteten. Da ich die Fütterung der Jungen häufig beobachtet hatte, so fiel es mir auf, dass diese Fütterung recht lange dauerte, weshalb ich vermuthete, es möchten vielleicht schon die Jungen der zweiten Brut sein, welche gefüttert werden. Allein die Fütterung schob sich immer weiter hinaus, weit über die Brütezeit anderer Vögel, und die Zeit des Wegzuges nach dem Süden nahte heran. Die beiden alten Rotschwänzchen fütterten noch immer mit rastloser Thätigkeit fort und fort; auch ausser diesen, mir kenntlichen Alten kamen weitere fremde Rothschwänzchen mit Futter zur Nistöffnung in der Gartenmauer geflogen, um zu füttern; nebenbei bemerkte ich, dass das ganze Fütterungsgeschäft mit einer gewissen Hast und Aengstlichkeit vor sich ging.

Um Aufschluss über dieses sonderbare Gebahren der Vögel zu erlangen, stieg ich eines Sonntags mittelst einer Leiter nach dem hochgelegenen Nistloch hinauf, um das Nest mit der jungen Brut zu untersuchen, konnte aber leider nicht hineingreifen, da die Flugöffnung für meine Hand zu eng war. In dem Neste sah ich einen grösseren Vogel sich hin und her bewegen, welcher von Zeit zu Zeit ein heiseres Zischen hören liess. Auf mein Ersuchen kam der Eigentümer der Gartenmauer, erweiterte mit Hammer und Meissel die genannte Nistöffnung, worauf ein unförmlicher struppiger Vogelklumpen aus dem Neste der Rotschwänzchen zu Tage gefördert wurde, der sich bei genauer Besichtigung und zu meinem Erstaunen als ein junger, zum Platzen fetter — Kukuk entpuppte, welcher den Schnabel weit aufsperrte, als wenn er Futter begehrte.

Hier bleibt nur die Frage offen, wie es möglich wurde, dass das betreffende Kukuskweibchen, nachdem es das Nest der Rotschwänzchen ausgespäht hatte, sein Ei in die kleine Ausflugöffnung hineinbringen konnte. Es ist in einzelnen Fällen schon beobachtet worden, dass Schwalben zusammenheimsen, um verspätete Junge der Verwandtschaft durch gemeinsame Fütterung zur grossen Wanderung nach dem Süden zu kräftigen und ihnen sonstige Hülfe zu leisten; von einer derartigen Fütterungshülfe wie die vorgenannte habe ich jedoch bisher nichts gehört oder gelesen. K. Fuchs. (Ldw. Correspdz.)

Ein Waldkauz in Gesellschaft von Tauben.

Wenn es noch eines Beweises für die Unschädlichkeit der Eulen anderen Vögeln gegenüber bedürfte, sagt L. in der „Deutschen Forstzeitung", so würde auch die Thatsache, dass dieselben sogar in Taubenschlägen Eingang suchen und finden, ohne den Tauben im entferntesten nachteilig zu werden, als solcher angeführt werden können. Seit längerer Zeit schon benutzt nämlich ein Waldkauz meinen am Forsthaus, in der Nähe des Waldes, eingerichteten Taubenschlag, um sich dort zeitweise aufzuhalten und den Tauben Gesellschaft zu leisten, ohne diese im geringsten weiter zu belästigen; wahrscheinlich aber zu dem Zweck, um den Ratten und Mäusen, welche, durch die unter dem Schlag befindlichen Schweineställe angelockt, dort sich mitunter einfinden, um Abbruch zu thun, wofür ich ihm noch besonders zu Dank verpflichtet bin. Der Kauz nimmt sich in Gesellschaft der Tauben, die sich vor ihm gar nicht zu scheuen scheinen, höchst komisch aus. (Die Hausfrau.)

Kleine Tiere suchen in Gefahr Schutz bei den Menschen.

Als Beweis, dass Lerchen und andere kleine Vögel, wenn sie in Gefahr sind, bei Menschen Schutz suchen, führt „Horsens Avis" an, dass eine Lerche im Sommer herangeflogen kam und sich in die Falten eines weiblichen Kleides setzte. Während die Frau aufsah, entdeckte sie über sich einen Habbicht. Die Lerche hielt sie bereits in den Händen und dieselbe sass ganz ruhig. Erst lange nachdem der Raubvogel verschwunden war, flog die Lerche fort. (Tierbörse.)

Neue Hühnerkrankheit.

Ueber eine neue Hühnerkrankheit, welche aus Marokko nach Südfrankreich eingeschleppt worden, macht die „D. Landw. Ztg." folgende Mitteilung: Die Hühner bekommen eine Art Drehkrankheit und bewegen sich immer im Kreise herum, bis sie zuletzt tot umfallen. Die Seuche ist ansteckend. Es sind nun auf den französischen Märkten strenge Massregeln getroffen worden. Bei einem einzigen Händler wurden in Marseille 1400 kranke Hühner konfisziert, getötet, mit Petroleum begossen und verbrannt.

Verantwortlicher Redakteur Friedr. Huck. Druck und Verlag von J. Frohberger in Erfurt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Erfurter botanische und naturwissenschaftliche Blätter

Jahr/Year: 1890

Band/Volume: 1890

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: Vom Samenkorn (Fortsetzung) 5-8